Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint täglich ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellensatz und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Sonn- und Festtags früh ½9 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die **Expedition** zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 43. **Mittwoch** den 24. Januar 1894. 88. Jahrgang.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 24. Januar.

Obgleich der „Reichs-Anzeiger" heute über den neuen **Huldbeweis des Kaisers für den Fürsten Bismarck** noch keine Meldung bringt, so steht es doch außer allem Zweifel, daß die im heutigen Morgenblatte mitgetheilten Nachrichten über dieses hocherfreuliche Ereigniß den Thatsachen entsprechen. Dies geht besonders aus einer zweifellos aus der Umgebung des Reichskanzlers inspirirten Auslassung hervor, in der es heißt:

„So ist denn die bekannte Günser Depesche nicht vergeblich gewesen, und man kann den verantwortlichen Rathgebern des Kaisers nicht dankbar genug sein, daß auch sie das Ihrige dazu gethan haben, daß endlich die Wünsche jedes guten, ehrlichen Deutschen, der auf die Geschichte seines Vaterlandes stolz ist, in Erfüllung gehen. Ueber den äußern Anlaß, der den Kaiser bestimmt hat, gerade im jetzigen Augenblicke diesen sympathischen Schritt zu thun, verlautet zur Zeit noch nichts Zuverlässiges. Wir wissen nur, daß der Kaiser mehrfach seine Verstimmung über eine neuerdings hartnäckig laut gewordene falsche Auffassung seines innerlichen Verhältnisses zum Fürsten Bismarck ausgesprochen hat. Es ist ihm von einem Theile der öffentlichen Meinung unterschoben worden, er lege ein besonderes Gewicht darauf, daß auf dem Nationaldenkmal für seinen kaiserlichen Großvater Fürst Bismarck keine Stelle finde. Dieser irrigen Ansicht gegenüber hat der Kaiser wiederholt betont, daß er der Letzte sei, der nicht die außerordentlichen Verdienste des Fürsten Bismarck um das Deutsche Reich vollauf anerkenne. Vielleicht ist es nicht zu kühn, anzunehmen, daß gerade aus dieser Gedankenstimmung heraus bei dem Ordensfeste, an dem der Kaiser so viele Zeichen seines persönlichen Wohlwollens zu geben in der Lage war, die Entsendung des Flügeladjutanten Grafen Kuno Moltke nach Friedrichsruh befohlen worden ist."

Daß die Vorgänge beim Ordensfeste gewissermaßen die Einleitung zu der Entsendung des Grafen Moltke waren, wird uns von mehreren Seiten bestätigt. So schreibt unser Berliner ss-Correspondent:

„Die Nachricht von der Anwesenheit des Grafen Herbert Bismarck beim Ordensfeste ist richtig. Ein Berliner Blatt bemerkt dazu, die Einladung des in Berlin anwesenden Staatsministers a. D. sei etwas Selbstverständliches gewesen. Auch das mag richtig sein. Aber das Verhältniß des Grafen Herbert zum Hofe ist ein von dem aller anderen außer Dienst befindlichen Staatsminister weit verschiedenes und zudem sind die begleitenden Umstände der Einladung und der Aufnahme von der Art, daß ihnen selbst der Gewissenhafte nicht jede Bedeutung wird absprechen wollen. Graf Herbert hatte die an ihn ergangene Einladung zum Gegenstand einer Anfrage gemacht, die wohl auf die Erkundigung hinausgelaufen sein mag, ob in seinem Falle das Wort aus „Uriel Acosta" zutreffend sei: „daß unsere Ladung seinen Tact beweist, doch feineren, ihr nicht zu folgen". Die Antwort, die ihm wurde, mußte jeden Zweifel an der vollkommenen Correctheit seines Erscheinens beim Feste beseitigen. Der Graf glaubte sich beim Cercle der höchsten Herrschaften im Hintergrunde halten zu sollen, wurde aber von einem Hofbeamten zum Vortreten in die vorderste Reihe veranlaßt, um dort von der Kaiserin durch eine huldvolle Ansprache beehrt zu werden. Die gleiche Auszeichnung wurde ihm seitens der Prinzen Heinrich und Albrecht zu Theil. Vom Kaiser ist Graf Bismarck nicht angeredet worden. Wenn aber, wie vorauszusehen, eine gewisse Presse in diesem Umstande das Bemerkenswerthe des Vorgangs zu finden sich den Anschein geben sollte, so kann schon jetzt versichert werden, daß der Eindruck der Augenzeugen der entgegengesetzte gewesen ist. Von den staatlichen Würdenträgern, die sich im Gefolge des Hofes befanden, begrüßte Dr. Miquel den Grafen Bismarck."

Und von anderer Seite wird uns geschrieben, in wohlinformirten Kreisen werde versichert, Graf Herbert Bismarck, der auch nach seinem Rücktritte regelmäßig zum Ordensfeste eingeladen war, aber diesen Einladungen keine Folge geleistet hat, sei dießmal auf directen Wunsch seines Vaters der Einladung gefolgt. — Daß der Fürst nun auch seinerseits demnächst am kaiserlichen Hofe erscheinen werde, wird nicht auf allen Seiten angenommen. Man schreibt uns darüber:

„Wenn hier und da die Hoffnung ausgesprochen wird, Fürst Bismarck werde zu Kaisers Geburtstag nach Berlin kommen und hier gleichzeitig seine alten Gönner, die Könige von Sachsen und Württemberg, begrüßen, so haben wir Grund, diese Hoffnung nicht zu theilen. Man muß bedenken, daß Fürst Bismarck in zwei Monaten in sein 80. Lebensjahr tritt und daß die Krankheit ihn doch etwas müde gemacht hat. Aber wie dem auch sei, sicherlich kommt der Fürst nach Berlin, und der Jubel, der ihn dann umbrausen wird, wird ihm zeigen, daß er hier nicht vergessen ist, und er wird gleichzeitig dem Kaiser sagen, welch großes Geschenk er kurz vor seinem Geburtstage der Nation gemacht hat."

Der Gedanke, daß der Kaiser vor seinem diesjährigen Geburtstage der Nation das köstlichste Geschenk gemacht habe, ist in allen Besprechungen ausgesprochen, die wir in den uns vorliegenden Blättern über das hocherfreuliche Ereigniß finden. Selbst die demokratische „Frankf. Ztg." giebt diesem Gedanken Ausdruck und knüpft an ihn folgende Betrachtung:

„Der Kaiser ist wohl in erster Reihe einem rein menschlichen Gefühle gefolgt. Er war von Jugend auf ein Bewunderer und Verehrer Bismarck's und es mag ihm schmerzlich gewesen sein, den Fürsten sich entfremdet zu sehen, auch wenn er dabei ganz außer Acht ließ, welche Wirkung diese Entfremdung auf die Geister auszuüben im Stande war. Das persönliche Bedürfniß nach einer Aussöhnung — „die Ungnade von dem Fürsten zu nehmen", wie man sich in Friedrichsruh ausdrückte — ist also vollständig begreiflich und würde allein ausreichen, die Absendung des Flügeladjutanten Moltke zu erklären. Politische Erwägungen mögen zugleich nahe gelegen haben; es konnte dem Kaiser unmöglich entgangen sein, daß von den verschiedenen Quellen der Verstimmungen weiter Volkskreise gegen die jetzige Regierung die aus der Entfremdung zwischen ihm und Bismarck entsprungene nicht die schwächste war und daß es ein heilsames Beginnen sein werde, diese Quelle, die von gewisser Seite verstärkt wurde, zu verstopfen. Dieser Erkenntniß können sich auch die berufenen Rathgeber der Krone nicht verschlossen haben und werden wohl dazu mitgewirkt haben, den Kaiser in dem gefaßten Entschlusse zu bestärken. Von rein menschlichem Standpunct aus kann man sich nur darüber freuen, daß die persönliche Aussöhnung zu Stande gekommen ist; aber auch unter politischen Gesichtspuncten giebt das Ereigniß zu Bedenken oder gar zu Befürchtungen keinen Anlaß. Sofern es bestehen muß, daß aus den politischen Kämpfen der Gegenwart ein persönliches Element ausscheidet, das die Gemüther zu verwirren geeignet war, darf man es sogar willkommen heißen, zumal da Consequenzen ernster Natur, wie sie sich vielleicht sanguinischen Gemüthern im ersten Augenblick aufdrängen mögen, nach Lage der Verhältnisse vollständig ausgeschlossen erscheinen. Obgleich Herr Schweninger jüngst auf eine Anfrage entrüstet haben soll, Fürst Bismarck sei geistig und körperlich so disponirt, daß er die Geschäfte an der Spitze der Reichsverwaltung und der preußischen Regierung „sofort" wieder übernehmen könne, denkt wohl Niemand weniger an eine solche Eventualität, als Fürst Bismarck selbst; er weiß, daß sein politisches Wirken abgeschlossen ist und es für dessen Fortsetzung an allen Bedingungen fehlt, an die sie, wenn sie überhaupt ernstlich in Erwägung kommen könnte, geknüpft sein müßte."

Unsere eigenen Gedanken und Empfindungen finden treffenden Ausdruck in den folgenden Zeilen unseres Berliner ss-Correspondenten:

„Nach langer Nacht ein Lichtblick. Wir durften von einer Huldbezeigung des Kaisers für den Fürsten Bismarck, von einer solchen seiner Gemahlin und seines Bruders für den Sohn des Altreichskanzlers berichten. Der dunkelste Punct in unserem nationalen Dasein beginnt, mit diesen Geschehnissen sich zu erhellen. Wir hegen die Besorgnisse nicht, daß dieser zweite Gnadenbeweis des Monarchen für den ins Privatleben zurückgetretenen großen Diener seines Hauses isolirt bleiben könnte, wie der aus ähnlichem aber nicht gleichem Anlaß erfolgte erste. Nach der Natur der Dinge können die Beziehungen zwischen dem Kaiser und dem Fürsten Bismarck nur solche persönlicher Natur werden. In dieser Richtung läßt sich aber, ohne daß der Inhalt des kaiserlichen Handschreibens bekannt wäre, erkennen, daß der Drang, dem greisen Fürsten wohlwollende Gefühle zu offenbaren, stärker ist, als zur Zeit der Günser Depesche. Insbesondere die Auszeichnung des Sohnes durch hohe Personen, die dem Herzen des Kaisers am nächsten stehen, deutet darauf hin. Die Sehnsucht der Nation, daß der Monarch dem letzten Helden aus der größten Zeit des Vaterlandes und des Herrscherhauses die Hand reichen und der heilige Schatten in der Gruft zu Charlottenburg beruhigt werden möge, scheint der Erfüllung näher denn je. Die treuen Söhne des Vaterlandes wissen ihrem Kaiser schon für das, was nun geschehen, ungemessenen Dank und erblicken in der Entschließung des Herrschers, weit entfernt, sie für einen politischen Act nehmen zu wollen, die vielverheißende Bekundung des Wunsches, sich eins zu wissen mit seinem Volke."

Die **Belgier** scheuen sich nicht, den blutigen Kampf, der zwischen den Congo-Officieren Thanis und Pontier und dem Araber **Rumaliza** stattgefunden hat, auf eine Verhetzung Rumaliza's durch die Deutschen zurückzuführen oder wenigstens ihnen stillschweigende Gewährung der Rüstung Rumaliza's vorzuwerfen. Thatsächlich ist nun nichts unrichtiger und zugleich unwahrscheinlicher, als eine Unterstützung Rumaliza's durch Deutschland. Ungefähr unter dem 5. südlichen Breitengrade am Ostufer des Tanganyika liegt die Landschaft Utschidschi mit der großen Stadt gleichen Namens. Hier in dieser fieberkranken Ortschaft, einem Conglomerat von Häusern, Schmutz und Leichen, herrschte der letzte große Araberhäuptling östlich am See, Mohamed bin Halfan, auch Rumaliza genannt, und stützte seine Herrschaft insbesondere auf seine 3000 Soldaten, Raga-Raga, die, mit Gewehren versehen, in jener Gegend eine gewaltige Streitmacht darstellten. Dieser Rumaliza hatte von Emin eine deutsche Flagge erhalten, diese auch gehißt und stand somit in einem gewissen Abhängigkeits-Verhältniß zu Deutschland. Da kamen plötzlich Nachrichten nach Tabora zum Lieutenant Sigl, welche meldeten, daß Rumaliza und andere Araber gegen Deutschland rüsteten. In Utschidschi sollten Befestigungen angelegt worden und die deutsche Flagge sollte in öffentlicher Baraza heruntergerissen und mit Füßen getreten worden sein. Diesen Meldungen gegenüber war das persönliche Verhalten Rumaliza's ein deutschfreundliches. Seine Briefe an Sigl waren voller Ergebenheit, er bat auch um eine neue Flagge, da die alte zerrissen sei, er wolle die deutsche Sache am Tanganyika vertreten u. s. w. Diese Versicherungen haben sich bei der Expedition, welche Lieutenant Sigl im vorigen Jahre unternahm, als richtig erwiesen. Am 23. Juli kam Sigl vor Utschidschi an. Die Araber begrüßten ihn aufs Freundlichste, aber Rumaliza war nicht unter ihnen. Er hatte schon, fast unbemerkt, seinen ganzen Anhang mit Gewehren nach Urundu und Utschidschi verschifft und dafür gesorgt, daß alle den Deutschen nicht günstigen Elemente mit ihm gingen. Rumaliza hatte nämlich schon lange den Plan gefaßt, gegen den Congostaat zu kämpfen, und von diesem Plane war er auch nicht abzubringen. Es scheint, daß die großen Sclavenhändler um den Tanganyika herum sich zu einem letzten großen Schlage gegen Belgien und die Europäer rüsteten und daß aus diesem Vorgehen auch die Verkommnisse mit Geng Latere zu erklären sind. Deutschland hat thatsächlich mit Rumaliza nichts zu thun. Daß die kleine Sigl'sche Expedition Rumaliza nicht von seinem Vorhaben gegen den Congo zurückhalten konnte oder sich überhaupt nicht einmischen wollte, erscheint jedem Kenner der Verhältnisse klar. Eine kurze Charakteristik, wie sie Lieutenant Sigl giebt, wollen wir noch anführen: Rumaliza ist von seinem Entschlusse, gegen den Congostaat zu kämpfen, nicht abzubringen. Vermögen hat er thatsächlich keines, doch hat er viele Handelsverbindungen in Manjema und eine bedeutende Anzahl von Gewehren und Leuten. Er möchte am liebsten seine Geschäfte abwickeln und nach Zanzibar auswandern, doch ist er dies nicht im Stande zu thun wegen seiner Leute, und da kein Abnehmer für dieselben zu finden, der zahlungsfähig wäre. In unserem Gebiete ist nichts mehr für die Araber und speciell für Sclavenhändler wie Rumaliza zu holen. Für sie war Utschidschi überhaupt schon seit Jahren nur ein Lager gewesen, von welchem aus sie ihre Geschäfte in Manjema in großen Zügen leiteten. Durch die kriegerischen Ereignisse am Congo ist den Arabern der Lebensfaden gänzlich unterbunden worden. Rumaliza ist kein persönlich muthiger Mann, er ist vielmehr ein noch jüngerer, bleicher, zierlich gebauter reiner Araber, von nervös-ängstlichem Naturell, er ist eben nur durch die Verhältnisse gedrängt zu einem kühnen Hazardspiele.

Der **französische** Minister-Präsident und Minister des Aeußern, Casimir Perier, hat in der vorgestrigen Kammersitzung eine Interpellation über die Lage in Madagaskar in einer Weise beantwortet, die keinen Zweifel darüber läßt, daß die von ihm vertretene Regierung fest entschlossen ist, den bedrohten Rechten Frankreichs auf jener Insel Achtung zu verschaffen. Indem die Kammer einstimmig eine Tagesordnung in diesem Sinne beschloß, hat sie dem Ministerium unbeschränkte Vollmachten ertheilt, die Interessen Frankreichs gegenüber der Howas-Regierung zu wahren. Casimir Perier ist nicht der Mann, der vor dem äußersten Mittel zurückschrecken würde, und so kann man wohl heute schon sagen, daß eine Expedition gegen Tamatave unausweichlich scheint. Die französischen Colonisten auf Madagaskar beklagen sich insbesondere darüber, daß die Fahavalos sie fortwährend belästigen, ihre Niederlassungen überfallen und zerstören und daß dies Alles unter den Augen der Howas-Regierung geschieht, die nichts thut, um dem Räuberunwesen zu steuern. Außerdem bereiten sich die Howas auf einen Krieg gegen Frankreich vor. Sie errichten Befestigungen und beziehen Waffen und Munition vom Auslande. Jedenfalls kann man Frankreich die Anerkennung nicht versagen, daß es, obwohl immer auf dem Qui vive dem Dreibund gegenüber, doch nichts verabsäumt, seine Autorität in den Colonien energisch zu wahren.

Der Zusammentritt des **italienischen** Parlaments, der morgen erfolgen sollte, ist, wie schon telegraphisch gemeldet, bis zum 20. Februar verschoben worden. Diese Nachricht kommt einigermaßen überraschend, und man kann sie insofern bedauern, als die Bekanntgabe und parlamentarische Discussion der mit Spannung erwarteten, für das künftige Geschick des Ministeriums und des Landes so hochwichtigen Finanzreformpläne Sonnino's, die bisher schon streng geheim gehalten wurden, nun abermals um einen Monat verschoben wird. Daß man die Maßregel so deuten würde, es sei dem Finanzminister innerhalb der 30 Tage, die ihm zur Verfügung gestanden, nicht gelungen, dem Cabinet einen den ganzen Bedarf des Staatshaushaltes umfassenden Plan von Ersparungen, Reformen und Steuern zu unterbreiten, war ebenso zu erwarten, wie die Behauptung, es seien Meinungsverschiedenheiten im Ministerium zu Tage getreten und das politische Wetterglas deute auf eine neue Ministerkrise. In dieser Beziehung nannte der römische Correspondent der „Frkf. Ztg." bereits die Minister Sonnino, Saracco und Mocenni als solche, welche Crispi ihr Portefeuille zur Verfügung gestellt hätten. Daß man es hier nur

---

Feuilleton.

Auf und nieder.

19] Roman von Edwin Heinz.
(Alle Rechte vorbehalten)

(Fortsetzung.)

Sie standen Beide auf und gingen in das Eßzimmer, wo Willy am Clavier saß und einige Stücke spielte. Er reichte seinem Vater die Hand und wollte seiner Mutter einen Kuß geben, als er bemerkte, daß sie geweint hatte. Fragend sah er seine Eltern an.

„Mama hat sich so sehr über Tante Lina geärgert, sie ist hier gewesen und hat mich beschuldigt, an dem Ruine des Onkels schuld zu sein."

„Was ist das nur mit dem Onkel? Ich habe neulich irgendwo einige Andeutungen gehört, habe aber kein Gewicht darauf gelegt."

„Er hat sich verbaut und da gilt es nun, Ordnung in die Geschäfte zu bringen, ich werde es auch thun, ich werde gleich nach Tische die Sache untersuchen."

„Wenn das aber so schlimm steht, dann begreife ich nicht, wie Milli und Berger die Nase so hoch tragen können. Sie wollten mich heute auf der Hauptstraße gar nicht bemerken, und als ich mich von der anderen Straßenseite zu ihnen herüberschlängelte, schien ihnen das unangenehm zu sein und sie sahen zu, daß sie fortkamen."

Auguste blickte ihren Mann bedeutungsvoll an und wieder stahl sich eine Thräne aus ihrem Auge.

„Denen hat wahrscheinlich Lina auch tüchtig vorgeheult, es ist da kein Wunder, wenn die Leutchen böse sind. Berger denkt, er heirathet einen Goldfisch und dabei stellt sich heraus, daß sich der arme Schwiegersohn verspeculirt hat und daß an dem Ruin der Onkel schuld sein soll. Der Mann muß uns ja hassen."

„Das würde allerdings dem Baron sehr schaden", meinte Willy, „denn ich weiß aus sehr guter Quelle, daß ihn Wiltenhain arg bedrückt, daß seine Schuldenlast hoch gestiegen ist und daß sie ein Bleigewicht darstellt, das ihn in seiner Carrière sehr hindert."

„Laßt es nur gut sein. Es wird sich ja noch alles zum besten kehren. In einigen Stunden werden wir genau wissen, woran wir sind."

„Wenn die Sache nur gut ausliefe", seufzte Frau Auguste, „mir scheint, als ob das Unglück noch nicht voll sei."

„Närrin," sagte Trübe, aber so lustig wie sonst klang es nicht.

X.

Am Nachmittag hatte es der Bankdirector sehr eilig, in das Conter zu kommen. Er nahm nochmals das Conto seines Bruders vor und ließ Westphal zu sich rufen, um mit ihm einiges zu besprechen.

„Hören Sie, Herr Westphal, gehen Sie gleich zu meinem Bruder und bitten Sie ihn, hierher zu kommen. Sagen Sie ihm, daß ich mit ihm über sein Conto sprechen wollte und wenn er irgend eine Bemerkung macht, so erzählen Sie ruhig, was Sie wissen und sagen Sie ihm, daß ich ihm, soweit es in meinen Kräften steht, helfen wolle."

Westphal übernahm diese Mission mit Vergnügen. Es war eine kleine Revanche, die den sonst so gutmüthigen jungen Mann freute. Er wollte als Glückselengel in ein Haus treten, dessen holde Fee ihn einmal hatte sehr abfallen lassen. Melanie hatte auf irgend einem Balle einst Westphal unter sehr spitzen Bemerkungen einen Tanz verweigert und dieses einfache, unbedeutende Vorkommniß ärgerte Westphal heute noch, das trug er heute nach einem Jahre dem jungen Mädchen noch nach. Es giebt auch eitle Männer, die im übrigen die tüchtigsten Menschen sind.

Kurz nach vier Uhr kam Kühne auf die Bank. Es konnte nicht ausbleiben, daß er und Trübe über die Lage des Buchdruckereibesitzers sprachen.

„Sie haben mir da einen schönen Streich gespielt, Kühne," sagte Trübe, „als Sie in meiner Abwesenheit über das Verhältniß der Bank zu meinem Bruder anders disponirten. Sie haben dadurch den Mann ins Unglück und mich ins Gerede gebracht. Es ist jetzt so schlimm, daß vielleicht der Concurs nicht abwendbar ist. Warum haben Sie mir das gethan?"

Ueber Kühne's strenges Gesicht glitt ein kaum merkliches Lächeln. Er strich sich mit der Hand das Kinn und erwiderte:

„Weil ich Alles kommen sah. Ich sah den Ruin Ihres Bruders vor Augen, ich sah, daß er sich nicht zurückhalten ließ, daß er um ein Loch zuzustopfen, eins aufmachte, ich sah, wie sein Geschäft immer mehr zurückging, wie ihn die Bauerei vollständig gefangen nahm, wie er immer mehr sich in die Schulden stürzte und wie wenig er Ihre oder meine Warnungen beachtete. Was war zu thun? Sie hätten ihm immer weiter geholfen, Sie hätten womöglich durch Ihre Hilfe seine Neigungen unterstützt und hätten schließlich seine Schuld so heranwachsen lassen, daß die Bank die Verantwortung nicht mehr tragen konnte und Sie selbst mit Ihrem Vermögen einspringen mußten. Das wollte ich verhüten. Ich kenne Sie zu gut, um nicht zu wissen, daß Sie jeden Pfennig gedeckt hätten, den die Bank Verlust hätte erleiden können, aber ich wollte das verhindern. Ich wollte nicht, daß Sie den Leichtsinn — verzeihen Sie mir das Wort, — Ihres Bruders durch Ihre Gutmüthigkeit büßen sollten."

„Sie haben die Vorsehung gespielt, aber doch die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Sie haben nicht bedacht, daß ich alles thun muß, um das Unglück abzuwenden und daß dies jetzt mit weit größeren Opfern verknüpft ist, als früher. Heute werden Summen gebraucht wie ich sie kaum auftreiben kann und wie sie mich allerdings selbst ins Verderben ziehen können."

„Aber Mensch, Trübe", Kühne schien fast bestürzt, als er es aussprach, „Sie werden doch nicht jetzt in diesem Momente, wo noch Alles in der Gährung begriffen ist, eine Finanzoperation zu Gunsten Ihres Bruders vornehmen? Das wäre ja ein Selbstmord in optima forma. Warten Sie doch ruhig ab, wie sich die Sache entwickelt und lassen Sie dann uns sehen, wie wir die Sache am besten anfassen. Die Objecte da draußen sind ja keineswegs so werthlos, als sie jetzt scheinen, und wenn wir da draußen noch einen Volkspark oder so etwas Ähnliches schaffen oder noch besser die Stadtverwaltung schaffen lassen, dann steigt das Areal in einem Preise, der den dortigen Verlust durchaus wett macht. Ueberstürzen Sie nur nichts und folgen Sie meinem Rathe."

Trübe schüttelte unentschlossen den Kopf.

„Wir wollen sehen, was Westphal für Nachrichten bringt. Danach können wir unsere Maßregeln treffen. Uebrigens, da fällt mir ein, Sie protegiren Hager so sehr, was ist denn das für eine eine geschäftliche Größe, ich habe nicht viel gutes von ihm gehört."

„Hager?" sagte Kühne, „Hager? das ist ein Mann, der unstreitig Geld hat und große Geschäfte macht, ob sie sehr reinlich sind, das will ich dahin gestellt sein lassen. Sicher ist er jedenfalls und die Bank verdient einen hübschen Posten Geld an ihm."

„Ich habe über den Mann schon verschiedene Urtheile gehört, aber schließlich kommen sie alle darauf hinaus, daß man sich bei ihm vorsehen muß."

„Da sehen Sie und Ihre Gewährsmänner zu schwarz. Ich gebe zu, daß er sich ein wenig zu viel in die Bauspeculation eingelassen hat, indessen das sind doch alles Objecte, mit denen man rechnen kann und sie sind oder werden doch mit der Zeit alle werthvoll."

„Sein Charakter soll nicht gut sein, sein Ruf ist nicht der beste."

„Das weiß ich, das kann mich aber in meinem Urtheil als Geschäftsmann über ihn nicht beirren. Heutzutage muß man ein Herz von Stein und eine Brust von Stahl haben, wenn man eben bleiben will und dies hat der Hager."

„Jawohl und ein Gewissen wie Gummi!"

„Möglich, doch streiten wir nicht über diesen Mann, vorläufig deckt er seine Wechsel noch, was nachher kommt werden wir ja sehen. Besser ist er als die Ludwig, Runge und Consorten."

„Hoffentlich behalten Sie recht."

Die beiden Männer vertieften sich in ihre Arbeit. Als es bereits zu dunkeln anfing, brannte sich Kühne eine Cigarre an und setzte sich auf das Sopha, das in Trübe's Zimmer stand. Auch Trübe fühlte das Bedürfniß, ein wenig auszuruhen. Westphal war noch nicht zurück und das beunruhigte ihn.

Einige Zeit saßen sie schweigend sich gegenüber. Dann begann Kühne:

„Frieda war gestern bei Ihnen. Was ist denn nur mit dem Mädchen geschehen, sie ist so niedergedrückt und wieder so fröhlich, sie scheint auch die ganze Nacht geweint zu haben, denn ihre Augen sind so roth und dabei hat sie ein Geheimniß, dabei geht sie mir aus dem Wege und ist doch wieder „Väterchen, Väterchen" .. ich begreife das Kind nicht."

„Was wird es sein. Sie ist verliebt?"

„Verliebt? In wen sollte sie verliebt sein. Die Liebelei mit Eckart habe ich ihr verboten und das weiß ich, daß meine Tochter mir folgt und sich mit dem nicht mehr beschäftigt."

„Was haben Sie denn nur gegen den Eckart einzuwenden? Er ist doch ein sehr anständiger Mensch, ein fleißiger Arbeiter und wenn Ihre Tochter nun einmal in ihn vernarrt ist, so lassen Sie sie ihm doch. Er kann Ihnen noch auch in Ihrem Geschäfte nützlich sein."

Wieder kam über Kühne das überlegene Lächeln, das das Urtheil über seinen Charakter so sehr beeinflußte und das manchmal so unangenehm berührte, wenn man sich noch nicht daran gewöhnt hatte.

„Sie sprechen von Eckart, als ob er der erklärte Bräu-

SLUB
Wir führen Wissen.